

Wie ich lernte, Comics zu lieben

von Petra Morsbach

Erstdruck: **Frankfurter Allgemeine Zeitung**, Samstag, 15.12.2015

Comics gehörten zu meiner Jugend. Manche - wie die Ducks, Peanuts, Asterix-Obelix und, als Ärgernis, Superman - füllten immer noch eine bunte Nische meines Gedächtnisses. Für das Ende dieser Lektüre gibt es kein Stichdatum. Sie verschwanden nach und nach, als ich in der "guten" Literatur eine nahrhaftere Kost gefunden hatte.

Das dauerte. Literatur kann komplex und schwer verdaulich sein wie das Leben. Nach meiner ersten Begegnung mit der *Ilias* und den *Aufzeichnungen eines Jägers* - ich war zwölf - mied ich sie über Jahre; ich spürte ihre Magie und Bedeutung, doch sie zerriß mich. Dann wuchs ich ihr langsam entgegen. Kunst verlockt ja auch: durch einen Reichtum an lebendiger Erfahrung. Und sie tröstet: Als *freie, aufrichtige Rede von Mensch zu Mensch* (Mussorgskij) nimmt sie uns etwas von unserer Einsamkeit. Besseres gibt es kaum. Vielleicht gerade noch, wenn man viel Glück hat, in der Liebe.

Freiheit und Aufrichtigkeit sind allerdings auch das Schwerste, deswegen ist gute Kunst selten; sie gelingt nur wenigen, und auch das nur ab und zu. Wer sich für die Gegenwart interessiert, schluckt viel Spreu. Als Autorin verstehe ich das; ich kenne die Mühe und das Versagen. Als Leserin aber mußte ich zuletzt viel leiden. Die Lektüre unserer gekrönten Bücher habe ich nach mehreren Enttäuschungen fast aufgegeben. (Gute Künstler, die

ich übersah, mögen mir verzeihen: Wie jeder Leser mit wenig Zeit bin ich auf die Empfehlungen der Experten angewiesen.)

Jedenfalls fand ich die erste echte Lesefreude des Jahres ausgerechnet in einem Comic: Riad Sattoufs *Der Araber von morgen*.

Riad Sattouf, ein Franzose des Jahrgangs 1978 mit syrischem Vater, erzählt dort seine Kindheit in Frankreich, Libyen und Syrien. Er zeichnet schlicht, niedlich und scheinbar anspruchslos, übertrieben im Funny-Stil wie in den Comics meiner Kindheit. Doch mit dieser Kinderästhetik entwirft er mühelos eine plausible Realität aller drei Länder. Der hellsichtige kleine Riad zwischen orientalisches diktatorischer Alltagsbrutalität und europäischer Wohlstandsverwahrlosung: das ist ebenso komisch wie niederschmetternd. Man wird es nicht los.

Ein volltauglicher Gesellschaftsroman! Offenbar hatte sich der Comic in den letzten Jahrzehnten entwickelt. Ich zog weitere Stichproben und betrat eine Schatzkammer. Unmöglich, hier alle Lektüren aufzuzählen. Der Comic verwirklicht sich inzwischen in allen literarischen Genres. Seine formalen Qualitäten sind die (direkte) Anschaulichkeit, die kompakte Information aus Bildern und Dialogen, die verblüffenden Visualisierungen. Doch das Überzeugendste sind die unbekümmerte Kreativität und der mutige Zugriff auf die Welt.

Zwei Beispiele. Der Sozio-Thriller *Quai d'Orsay* von Abel Lanzac und Christophe Blain spielt im französischen Außenministerium Anfang der Nuller Jahre. Ein hyperdynamisch autistischer Minister und seine zermürbten Mitarbeiter hetzen durch eine Serie großer

und kleiner Krisen bis hin zum Krieg der USA gegen ein kleines arabisches Land. Realistisch gezeichnet sind die Schauplätze, die Prunksäle und verrauchten Besprechungszimmer, die Luxushotels, Flughäfen und Weltstädte; überdreht visualisiert die Rituale auf verschiedenen hierarchischen Ebenen, die Körpersprache und Marotten der Spieler, die Sehnsüchte und Haßträume. Die Beengtheit der Sprechblasen scheint Witz und Prägnanz der Dialoge noch zu befeuern. Die Dramaturgie überrascht: Rivalität, Intrigen und Selbstdarstellungswahn sind zwar immer im Spiel, doch allmählich rückt die Mühe der Zuarbeiter in den Vordergrund, die in dem Irrsinn Lösungen suchen. Es endet mit unerwartetem Pathos, wenn die Bande in der UNO-Vollversammlung tatsächlich glaubt, den Krieg noch verhindern zu können. (Snirf!)

Zwischenfrage: Taugte dieser rasante Stoff nicht auch für einen Roman? Antwort: Unbedingt! Doch den Roman gibt es nicht; es gibt den Comic. Zweite Frage: Und schreit er nicht nach einer Verfilmung? Antwort: Ja, die gibt es. Da sie in Deutschland nicht gezeigt wurde, habe ich sie nicht gesehen. Doch sie müßte exzellent sein, um dem Comic etwas hinzufügen. Denn der besticht nebenbei durch Ökonomie, also das Verhältnis von Aufwand zu Substanz. Dieses spezifische Gewicht war hier kaum zu toppen. *Quay d'Orsay* trifft mit einfachsten Mitteln die Nägel auf den Kopf.

Igort (eigentlich Igor Tuveri, geboren 1958) zeichnet in seinen *Berichten aus der Ukraine* das andere Ende der Gesellschaft, die Verlierer der Geschichte: vorsätzlich unbrillant, fast holzschnittartig schlicht, in gedeckten Rot- und Brauntönen mit

viel dünnem, schwarzem Strich auf kartonartigem Papier; lakonische Sprache, tiefes Mitgefühl, wuchtige Poesie: Das ist der erschütterndste Comic, den ich kenne. Igort, ein Italiener, hat zwei Jahre in Rußland und der Ukraine gelebt und mit einfachen Leuten gesprochen, etwa mit Nikolai Wassiljewitsch, der in Dnipropetrowsk auf der Straße seine Habseligkeiten verkaufte. Nie hat Nikolai begriffen, was ihm passiert, und am Ende weiß er nur, daß keiner sich an ihn erinnern wird. Igort zeichnet dazu einen beige-weißen Abendhimmel mit schwarzgestrichelten Sonnenstrahlen, dessen Wolken sich miteinander unterhalten: "Wer? Nikolai Wassiljewitsch?" - "Ein Nichts." - "Ein Staubkorn." Der alte Nikolai braucht eine Brille und kann sie nicht bezahlen, dann träumt er, er sei im Himmel, ohne Flügel, aber mit einer Brille. Igort zeichnet einen bebrillten mageren, nackten Mann, am Rand einer Wolke stehend. Das nächste Bild ist das letzte: eine Kanne, zwei Gläser, eine Tasse, eine Zuckerdose. Und Nikolais letzte Worte: "Deshalb komme ich hierher [...] und verkaufe meine liebsten Sachen. Ich brauche sie nicht mehr."

Es dürfte klar geworden sein, warum ich begann, den (guten) Comic zu lieben: Er ist welthaltig, sprachlich überzeugend (nebenbei in allen genannten Beispielen sehr gut übersetzt), ästhetisch interessant, ausdrucksvoll und persönlich. In letzter Zeit empfehle ich deshalb vor allem Comics, wenn jemand mich fragt. Wie viele starke, originelle Werke sind allein in den letzten fünf Jahren entstanden! Rob Davis' schlüssige, inspirierte *Don Quixote*-Adaption; Alfonso Zapicos witzige *James Joyce*-Biografie; der kraftvolle, bedrückende *Markttag* von James Sturm, die eindringliche serbische Erkundung *Vaterland* von Nina Bunjevac

und einige deutsche Comics, von denen gleich die Rede sein wird: Probiert es, sage ich meinen Leser-Freunden. Es folgen ungläubige Rückfragen: Der Comic? Sprachlich schlichter als die "reine" Literatur und optisch primitiver als Kino - was kann diese Kombination bringen? Wenn dann aber doch jemand liest, sagt er: Tatsächlich! Was ist los mit der Literatur?

Ja, was ist mit ihr los? Vielleicht hat ihre Etabliertheit die "alten" Künste geschwächt, indem der Erfolg zum Hauptinteresse der Szene geworden ist? Das Kino zum Beispiel mit seiner überwältigenden Opulenz ist ein so starker Marktfaktor geworden, daß die Bankbranche Filmfinanzierungsfonds auflegt. Wer Geld einzahlt, will Geld raushaben, die Branche selbst fordert ihre Marge: Das geht nur über Zuschauermassen, die mit differenzierter Kunst kurzfristig nicht zu gewinnen sind. Die formal privatere Bildende Kunst setzt stattdessen auf Prestige. Spezialisten können durch wechselseitige Bestätigung Nimbus erzeugen, um Substanz zu suggerieren. Folge: Die Kunstdiskussion wird vom Marktwert bestimmt. Wofür genießt ein auf dem Kopf stehendes Gemälde, das den normalen Betrachter völlig kalt läßt, Weltrang? Antwort: Es kostet Millionen!

Die Literatur steht nach Markt- und Prestige-eignung zwischen Kino und Bild. Auch hier hat sich eine aggressive Wettbewerbskultur als marktbefeuernd erwiesen, etwa durch Buchpreisrennen mit Sportberichterstattung. Die Berichterstatter nun befinden sich in einem eigenen Wettbewerb, da die Szene nicht alle ernährt. Wettbewerb birgt immer die Versuchung zu Betrug und Selbstbetrug. Zudem ist der intime, tiefe Kunstmoment, der sich nur aufrichtiger Besinnung erschließt,

kampfriecherlich kaum munitionierbar. Deshalb beherrschen Macht- und Küraspekte die Diskussion, was dazu führt, daß Künstler zunehmend ihre Artistik pflegen oder gleich Kontakt zu den Richtern suchen und Kunstleistung durch Diplomatie ersetzen. Schuldige werden sich kaum finden. Vielleicht sehnen sich sogar alle nach der echten, berührenden Kunst. Doch die aktuelle Phase des anthropologischen Zyklus, der unsere Sehnsucht nach Selbststeigerung antreibt, macht es ihr schwer.

Ein paar Beispiele aus der deutschen Gegenwartskunst. Nehmen wir als Thema das "Dritte Reich" - nicht seine Schurken, über die inzwischen öffentlicher Konsens besteht, sondern die Bürger. Ihre künstlerische Gestaltung ist ein starker Indikator für Aufrichtigkeit, da sie die Wunde unserer erwiesenen Bestialität berührt. Der Film setzt unter Quotenzwang auf ein schickes Recycling alter Wehleidigkeit oder auf dümmliche Identifikationsfiguren (*Unsere Mütter, unsere Väter, Im Labyrinth des Schweigens*). Die "gute" Literatur wiederum, deren Leserschaft um des Prestiges willen zu leiden gelernt hat, inszeniert sich selbst. Zwei hochdekorierte Beispiele aus den letzten Jahren (*Landgericht, Kaltenburg*) fallen vor allem durch Verzicht auf Anschaulichkeit auf und verbergen den eigentlich interessanten Stoff in einer dicken Kruste jenes literarisierenden Stils, der von den meisten Preisrichtern als Signatur der Kunst erkannt wird. Beide Autoren sind gute Lyriker, keine Hochstapler. Aber sie reden nicht von Mensch zu Mensch, sondern produzieren Hochkultur für Juroren.

Nun tritt der Comic auf den Plan, den niemand auf der Rechnung hat, und löst seine Aufgabe souverän.

Barbara Yelin, Jahrgang 1977, untersucht in *Irmina* (2014) ein unscheinbares deutsches Frauenschicksal als Code jener Zeit. Erster Schauplatz ist das London der dreißiger Jahre. Irmina beginnt hier eine Ausbildung zur Fremdsprachenkorrespondentin, weil sie die Welt kennenlernen und was aus sich machen will. Sie erlebt eine unklare Liebesgeschichte, kehrt unverrichteter Dinge nach Hitler-Deutschland zurück und verliert ihre Moral. Das ist genau und feinfühlig erzählt: Irminas Aufgewecktheit, Empfindlichkeit und Einsamkeit in der fremden Stadt, ihre Bereitschaft zu Mut und Trotz, aber auch ihre Borniertheit, die zunehmende Verhärtung und Verbitterung, die tapferen Träume und zuletzt ein Anfall von herzerreißender Ehrlichkeit. Viele Themen klingen an: die Tradition weiblicher Abhängigkeit durch schlechte Ausbildung, eine Erziehung zu Taktik und Verstellung, zermürbende Armut, das gynäkologische Elend; die Falle der völkischen Selbstidealisation und deren Preis, der moralische Bankrott. Barbara Yelins Stil ist gleichzeitig weich - durch Bleistift, gedeckte Farben, sensible Porträts - und, durch Klarheit und Pointierung, hart. Das Bild-Text-Verhältnis bildet auf einer eigenen Spur den Selbstverlust nach: die sichtbare Abwesenheit von Worten, leere Sprechblasen als Ausdruck von Schweigen und Sprachlosigkeit. Dabei wird Irmina nirgends verraten. Die Geschichte hat ein feines poetisches Ende, doch eine Lösung bietet sie nicht. Was gibt es zu lernen? Vielleicht, daß jeder in Situationen des Zwangs seine Moral prüfen sollte, statt die Möglichkeit eigenen Versagens durch Ignoranz, Anpassung oder Verblendung zu negieren.

Ebenfalls erstaunlich: der Biopic *Bonhoeffer* (2010) aus der Feder

des damals 28jährigen Moritz Stetter. Verführerisch einfach, sehr knapp, frappierend dicht, mit überlegen gesetzten Zitaten. Diese Aufgabe war einfacher, da der von den Nazis ermordete Dietrich Bonhoeffer als Heros der Zivilcourage gilt. Doch Moritz Stetter idealisiert nicht, sondern legt auch die Schwächen und Konflikte seines Protagonisten auf die Waage; ein berührendes Exerzitium. Stetter hat sich 2013 mit *Luther* übrigens eines weiteren deutschen Helden angenommen. Dort arbeitete er viel klassisches Bildmaterial in seine unpräzisen Zeichnungen ein und zitierte klug. Heraus kam ein kurzer, atemberaubender Bilderbogen, der mehr Fragen aufwirft als beantwortet, mit einem schockierenden Schluß.

Auch bei anderen Themen überzeugen die Künstler des jungen deutschen Comic mit Kreativität und Imagination. Simon Schwartz verarbeitet in *Packeis* (2012) eine historische Biografie: die des Afroamerikaners Matthew Henson, der um die vorletzte Jahrhundertwende einige Nordpolexpeditionen des ehrgeizigen Robert Peary begleitete und in Armut starb. Schwartz' Zeichnungen wirken gleichermaßen naiv wie, durch Visualisierung von Eskimo-Mythen, raffiniert. Montage und kreative Bildsprache erzeugen Komplexität, das abenteuerliche Schicksal fesselt ohnehin. Stärkstes poetisches Element aber ist des Autors gewissermaßen leuchtende Anteilnahme.

Auch Reinhard Kleist (Jahrgang 1970) widmet sich spektakulären Schicksalen: Fidel Castro, Johnny Cash, zuletzt dem KZ-Boxer Hertzko Haft (*Der Boxer*, 2012) und, bedrückend, der somalischen Sportlerin Samia Yusuf Omar, die in einem Flüchtlingsboot zu Tode kam (*Der Traum von Olympia*, 2015). Kleists Erzählweise ist

direkt, markant und dynamisch, dabei immer grundiert von Neugier und Mitgefühl.

Birgit Weyhe (Jahrgang 1969) erforscht in *Madgermanes* (noch nicht erschienen - unbedingt vormerken!) das Schicksal mozambikanischer Vertragsarbeiter in der DDR - ein scheinbar spröder Stoff, graue Verhältnisse, arme, betrogene Leute. Aber ein ungemein lebendiger Comic, der seinen Helden Persönlichkeit verleiht, indem er ihre Geschichten ernst nimmt, und Zauber, indem er ihre einfache, bildhafte Sprache visualisiert. Historische Ereignisse und Begriffe wie Meinungsfreiheit, Armut, Fremde, politische Solidarität werden in schlagenden Einzelbildern verdichtet, ebenso Gefühle: Neid, Einsamkeit, Trauer, Hoffnung, Liebe. Für Bürgerkrieg steht etwa ein von Kugeln durchsiebtes Achtung-Schulkinder-Schild, für Schüchternheit eine Schnecke. Ein Feuerwerk an Einfällen gilt afrikanischen Sprichwörtern und Reflexionen über die Erinnerung. Sehr komisch und traurig, wunderbar einfühlsam.

Die Hauptenergie der Comic-Szene fließt immer noch in das Schaffen, nicht in die Verwertung. Hoffentlich läßt sich die Balance von Freiheit und Ertrag möglichst lange halten, und die Sparte entgeht dem Schicksal des Musicals, das, nachdem es die steril gewordene zeitgenössische Oper überholt hatte, binnen weniger Jahre totkommerzialisiert war.

Derzeit, gottseidank, blüht der Comic; und bietet neben herrlicher Lektüre einen ermutigenden Beweis für den elementaren Antrieb der Kunst. Daß nämlich in einer Zeit, da das Kino seinen 3D-Super-Illusionismus mit dröhnender innerer Leere bezahlt, das

Fernsehen sich der Quotenangst hingibt und die "gute" Literatur an ihrem Prestige fast erstickt - daß also angesichts dieser durchkapitalisierten Kunstbranche begabte Leute einfach wieder zu Stift und Papier greifen, um mit Handzeichnungen und gemalten Buchstaben elementare Geschichten zu erzählen, ist eine geradezu romantische Erfahrung.

Dezember 2015